

Architekturwettbewerbe im Schräglicht

Autor(en): **Zschokke, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Architekturwettbewerb

VON WALTER ZSCHOKKE

Kultur- politisches Instrument oder Leerlauf?

Wir wollen hoffen, dass die Anekdote wahr ist: In den fünfziger Jahren stürmt einer der Partner eines renommierten Zürcher Architekturbüros ins Atelier, in den Armen ein Bündel frisch gekaufter Luftgewehre, und verkündet die Nachricht vom 1. Preis in einem wichtigen Wettbewerb. In der Folge setzte die Belegschaft im nahen Seefeldquartier eine mittlere Anzahl Strassenlampen ausser Funktion, ein damals von der Öffentlichkeit gerade noch tolerierter Jux zu Lasten des Preisgelds. Die Geschichte erlaubt neben anderem auch den noch heute gültigen Rückschluss: Ein gewonnener Wettbewerb ist für einen Architekten das Grösste. Kein noch so opulenter Direktauftrag kann diesen Erfolg über die Kollegen/Konkurrenten aufwiegen. Das ist wie ein Olympiasieg. Die Hoffnung auf einen derartigen Preis, das ist der Stoff, der die Architekten vorwärtstreibt.

Alle, die das Werden eines Wettbewerbsprojekts durchlebten, ob als Projektleiter oder Mitarbeiter, werden sich der Begeisterung erinnern, die alle ergriff, der Euphorie für das Projekt: ein geistiges Konstrukt, abstrahiert dargestellt auf Plänen, verkörpert in Modellen und erläutert in leider meist holpriger sprachlicher Form. Der subjektive Glückszustand der Entwerfer und Mitarbeiter bis hin zum Lehrling, das Erlebnis als Team wären Grund genug, Architekturwettbewerbe zu befürworten. Wenn die Architekten auch wissen, dass bald Hoffen und Bangen anschliessen werden und öfter Enttäuschung zu verarbeiten ist, als dass Erfolg die Lebensfreude hebt. Erfahrene Füchse hüllen sich daher in Gleichmut.

zeit haben die Büros sehr viel Arbeit und lassen daher gern eine Teilnahmemöglichkeit aus. Die als Juroren in Frage kommenden Männer und Frauen der Architektenszene müssen häufig wegen Überlastung absagen. Eine unattraktive Jury verspricht aber kein illustres Teilnehmerfeld, was wenig oder gar keine herausragenden Arbeiten verspricht; für die ausschreibenden Stellen droht Enttäuschung und kulturpolitischer Misserfolg.

Als Gegenmittel wird versucht, die bequem gewordenen Lokalmatadore anzustacheln durch Einladung namhafter Architekten von aussen. Damit soll das Anspruchsniveau der Projekte angehoben werden. Da oft dieselben Büros an verschiedenen Orten zusätzlich eingeladen werden, entsteht ein Produktionsdruck, der sich nicht immer zugunsten architektonischer Qualität auswirkt. Damit sind erst ein paar quantitative Probleme der Wettbewerbskonjunktur angesprochen. Es kämen noch die Vorwürfe begünstigender Jurierung, die Geschmacksfragen einander feindlich gesinnter Architekturströmungen, der Streit der «Alten» gegen die «Jungen» oder die Problematik politischen Missbrauchs von Wettbewerben zu Vernebelungszwecken dazu.

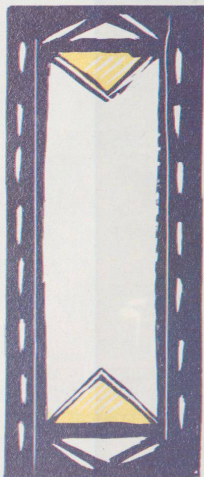
Dem ist entgegenzuhalten, wie verfehlt es ist, das Instrument Wettbewerb anhand des kulturpolitischen Missbrauchs zu beurteilen. Trotzdem verlangen die freiwillig geleisteten Arbeitsstunden und das künstlerische Engagement gerade in dieser Hinsicht eine Klärung. Es stellt sich die Frage: Ist der Architekturwettbewerb als Kulturinstrument wirksam? Führt der mehrstufige Prozess über Ausschreibung – Projektierung – Jurierung – Bauprojekt zu Realisierung zu einer allgemein anerkannten besseren Architektur?

Dabei kann es nicht um Wettbewerb «ja» oder «nein» gehen, sondern nur um die richtige Anwendung.

Wettbewerbsschwemme?

COMIC: ANDREA CAPREZ/
CHRISTOPH SCHULER

Über Mangel an Herausforderung wird sich niemand beklagen können. Im Gegenteil, allenthalben sind Anzeichen von Wettbewerbsmüdigkeit zu bemerken. Zur-



Ein einz'ges Mal in seinem Leben hat Architekt Kurt Lutz aus Pfungen für den Bau des Altersheimes einen ersten Preis errungen.

erbe im Schräglicht

Drei Gewalten

Im Wettbewerbsverfahren lassen sich drei Hauptbeteiligte unterscheiden. Sie arbeiten ziemlich unabhängig voneinander zeitlich hintereinander: in drei Hauptphasen die Programmierer, die Teilnehmer und das Preisgericht. Dem entspricht die Ausschreibung, das Projektieren und die Jurierung. Die zeitliche Abfolge und das Anonymitätsgebot, das Rückkoppelung ausschliesst, bedingen, dass die Beteiligten das Ergebnis der jeweils vorangegangenen Phase nicht ändern können. Dieses «kommentarlose» Weitergebenmüssen wird oft kritisiert. Viele möchten ihr Projekt persönlich vertreten und verteidigen. Doch das sind die Spielregeln. Sie zwingen alle Beteiligten zu knappen Aussagen. Gewiefte Wettbewerbsmacher wissen aber auch, dass Unschärfe ein Projekt unangreifbarer macht.

Am Anfang muss der politische Wille stehen. Niemand kann die Volksvertreter davon befreien, in der alles entscheidenden Aufgabenstellung klare Aussagen zu machen. Mit «klaren Aufgabenstellungen» ist nicht gemeint, dass die Quadratmeter auf das Komma genau festgelegt werden, sondern dass von den Architekten nicht Antworten auf Fragen verlangt werden dürfen, die zuvor von den Programmierern hätten geklärt werden müssen. Andersherum: Die politischen Entscheide müssen die Politiker fällen, sie dürfen nicht auf die Architekten abgeschoben werden. Beispielsweise darf in einem Projektwettbewerb der Entscheid über die Erhaltung eines wesentlichen Gebäudes nicht den Teilnehmern aufgebürdet werden. Denn dies führt zu nicht vergleichbaren Resultaten. Ein städtebaulicher Ideenwettbewerb dagegen muss solche Fragen teilweise offenhalten, weil stadträumliche Ordnung und urbane Funktionszuweisung zusammen den Städtebau ausmachen. Reine Standortfragen

können nicht Gegenstand eines Wettbewerbs sein. In schwierigen Fällen hilft ein Studienauftrag an einen oder mehrere Planer. Ihre Ergebnisse werden zur Grundlage des Programms. Kurz: Der Veranstalter muss vor der Ausschreibung seine Hausaufgaben machen.

Ein übersichtlich strukturiertes Wettbewerbsprogramm erleichtert den Teilnehmern die Arbeit. Knappe, präzise Formulierungen erübrigen endlose Fragebeantwortungen. Ein langfädiges Programm wird gar nicht vollständig gelesen und verfehlt seinen Zweck. Auch Jurymitglieder lesen nicht eifriger als die Teilnehmer.

Sicher ist: Die Qualität des Wettbewerbsprogramms hat wesentlich Anteil am späteren Resultat.

Alte Hasen und junge Füchse

Jeder Architekt wird sich vorher genau überlegen, an einem Wettbewerb mitzumachen. Kapazitätsfragen, Selbsteinschätzung, aber auch der Charakter der Jury, auf alle Fälle ihrer Exponenten wollen bedacht sein. Aus politischen Erwägungen ist auf das Wesen der Aufgabe zu achten: Für den Prunkbau eines totalitären Staates sollte man nicht mit «Architektur» das legitimistische Feigenblatt liefern. Doch so weit muss man gar nicht suchen: Beispielsweise ist die soziale Fragwürdigkeit von Alters- und anderen Gettos seit Jahren offenkundig. Durch eine Teilnahme an einer derartigen Wettbewerbsaufgabe leistet der Architekt seinen Beitrag zu einer verfehlten Politik. Sozial falsch gestellte Fragen lassen sich mit Architektur – auch mit guter Architektur – nicht richtig beantworten, selbst wenn wir den Anpassungsspielraum berücksichtigen, der jeder Bausubstanz eigen ist. Verschärfte soziale Gegensätze lassen die Frage nach Architekturqualität gegenstandslos werden. Schön wäre es, die Fachverbände



Jahre später haust in diesem öden, kalten, unbeseelten Betonbau der Rentner Wipf, den oftmals Depressionen quälten.

kritisierten die mangelhafte Aufgabenstellung. Das verspräche mehr Erfolg. Doch wird dem Fachprotest Protest von einzelnen Fachleuten vorangehen können.

Ohne Idee kein Projekt

Ungeklärte Gedanken kann man nicht aufzeichnen. Wettbewerbsarbeit verlangt Denkarbeit. Die grafische Darstellung soll dies vermitteln, nicht vertuschen. Andererseits nützt das beste Konzept nichts, wenn es nicht durch eine verständliche Grafik vermittelt wird. Ist sie anspruchsvoll, wird rasch der Vorwurf des «Blendwerks» erhoben. Doch wird aus Arbeitsfreude oft liebevoll ausgearbeitete Bildsprache. Sie als «Plangrafik» abzuwerten wäre ungerecht. Ausserdem vermag eine überzogene Grafik bestenfalls Laien zu beeindrucken, Fachpreisrichter dürften einem schlechten Projekt kaum auf den grafischen Leim kriechen. Einer der wesentlichsten Aspekte für den Teilnehmer scheint mir die angenommene Herausforderung: die Bereitschaft, sich zu messen; die Risikofreude, mit einem Projekt herauszutreten; der Wille, an einer komplexen Aufgabe zu wachsen; das Ziel, die handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten zu üben. Architekten bleiben jünger, wenn sie regelmässig an Wettbewerben teilnehmen, wobei ich einschränkend festhalten möchte: Ein wenig Erfolg gehört auch dazu.

Das Wettbewerbsprojekt ist ein Freiraum, der dem Architekten erlaubt, seine Sicht und die entsprechende Problemlösung auszuarbeiten, ohne Einschränkung durch Baukommissionen und Interessenvertreter. Die Entwurfsidee ist ein empfindliches Gebilde, das von einer Kommission leicht zerredet und aller Spannung beraubt werden kann. Der Wettbewerb verlangt und liefert kristallin herausgearbeitete Ideen. Selbstbestimmte Arbeit ist für die individuelle Entwicklung zum Architekten wesentlich.

Für den Teilnehmer ist der Weiterbildungsprozess mit der Abgabe nicht abgeschlossen. Ein notwendiger, wenn auch zuweilen bitterer Weg ist der Besuch der Ausstellung aller Projekte. Kein Aussenstehender kennt die Problemstellung so gut wie der Teilnehmer selber, und er wird sehr rasch erkennen, welche Kollegen den einen oder anderen Teil oder gar die ganze

Aufgabenstellung besser gelöst haben. Wer trotz einer Niederlage offenbleiben kann für Erkenntnisse, wird mehr für seine künftigen Entwürfe lernen können, als aus den verquälten Beurteilungen der Jury herauszulesen ist. Diese müssen zu sehr die Abstufung nach Rängen begründen, als dass sie eine tiefgreifende Projektkritik beinhalten könnten. Es kann eben kaum darum gehen, sich zu fragen, was man gegenüber der Jury falsch gemacht hat, sondern, wo die eigenen Fehler liegen und wie sie zu vermeiden wären. Das klingt zwar pfarrherrlich, führt aber eher zur fachlichen Eigenständigkeit als die Suche nach dem juryschlüpfrigen Gummiprofil.

Die Jury: Erhaben über alle Zweifel?

Zusammensetzung und Arbeitsmethode der Jury sind von grösstem Einfluss auf das spätere Resultat. Als letzte Instanz des Wettbewerbsprozesses kann sie, wie die zwölfte Fee im Märchen, ein schlechtes Programm zwar nicht ändern, aber trotzdem dessen Zwänge abschwächen. Und welcher Architekt hat nicht schon bei einer unbegründeten engen Programmbestimmung, die er sich zu übertreten getraute, auf ein weitherziges, souveränes Preisgericht gehofft?

Nicht jeder gute Architekt ist auch ein guter Juror, aber in einer Jury müssen auch gute Architekten sitzen. Zu den Vertretern der Veranstalter wie Direktoren, Politiker, Schulpflegerpräsidenten und andere Behördemitglieder bilden die Fachpreisrichter den architekturbezogenen Ausgleich.

Entscheidend ist ein gutes Arbeitsklima im Preisgericht. Voraussetzung dafür ist neben anderem die rein quantitative Forderung: ein knappes Dutzend stimmberechtigter Mitglieder ist genug. Sonst zerfällt die Jury zu stark in Untergruppen, und das Wort des einzelnen verliert zuviel an Gewicht.

Dieser Forderung widerspricht oft die grosse Zahl der eingegangenen Projekte. Bei über fünfzig Entwürfen kommt eine Jury rasch an die Grenzen ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit. Die Eindringtiefe des Beurteilens wird dabei zwangsläufig geringer. Eine grössere Zahl von Preisrichtern kann hier durch methodisches Vorgehen den Projekten eher gerecht wer-



Doch heute kam die frohe Kunde, dass dieser Lutz, ergraut und alt, die letzten Tage hier verbringt. So schleicht Wipf hin und macht ihn kalt.

den. Auch der Einfluss der Vorprüfung kann bei vielen Projekten ungebührlich anwachsen.

Fragwürdig sind auch mechanische Hilfsverfahren, bei denen die Jury beispielsweise sitzenbleibt, die Projekte an einer Art Drehgestell vorbeihuschen und das Modell womöglich nur durch zwei projizierte Diapositive wiedergegeben wird. Zuviel Verlust an Unmittelbarkeit und einschläfernde Mechanik. Trotz aller Belastung muss von einer Jury verlangt werden, dass sie sich den Projekten stellt und dass vor den Originalen diskutiert und entschieden wird.

Meist sind es ältere, erfahrene Architekten, die in eine Jury berufen werden. Sie vertreten dort ihre eigene Architekturauffassung. Darum sind diese Gremien gegenüber den Veränderungen im Architekturschaffen nahezu unempfindlich. Es gibt nicht viele grosse starke Männer, die weise genug sind, im entscheidenden Fall die Qualität einer Leistung unabhängig von ihrem persönlichen Geschmack anzuerkennen.

Ein hinausgeschobener Generationswechsel unter den Preisrichtern schiebt jenen unter den Preisträgern in weite Ferne. Dieses Hinterherhinken hat aber Auswirkungen auf die Moral der jüngeren Berufsleute. Es sollte eigentlich alles unternommen werden, um zu verhindern, dass sich in deren Reihen Anpassertum oder Zynismus ausbreiten. Jurierungen setzen Normen. Erfolg hat Folgen und Nachfolger. Hier wird kulturelle Verantwortung deutlich. Die oft geübte Unsitte, einem klaren ersten Preis ein Feld durchschnittlicher Arbeiten zuzugesellen, verkennt die aufmunternde Wirkung eines Preises auf engagierte Architekten. Ebenso die demoralisierenden Folgen, die übersehene Projekte auf Autoren und alle anderen Bewerber haben. In die gleiche Kerbe schlagen Preiszuernennungen aus Gefälligkeit. Aufkeimende Qualität muss hier Vorrang haben vor bewährtem, aber durchschnittlichem Handwerk. Eine Jurierung ist eine Performance, die auf Antrieb gelingen muss, dafür sind die Anstalten vorher zu treffen, hinterher kann nichts mehr korrigiert werden. Pausen von einigen Wochen im Ablauf eines Jurierungsverfahrens erhöhen die Glaubwürdigkeit nicht, auch lassen sie auf eine zerstrittene Jury schliessen – oder auf pure Ratlosigkeit.

Jurykritik als Ausweg?

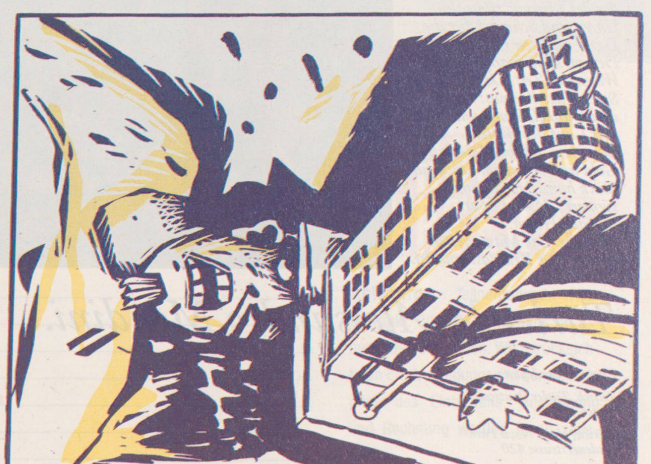
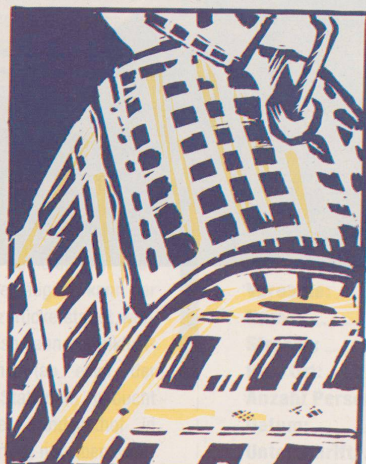
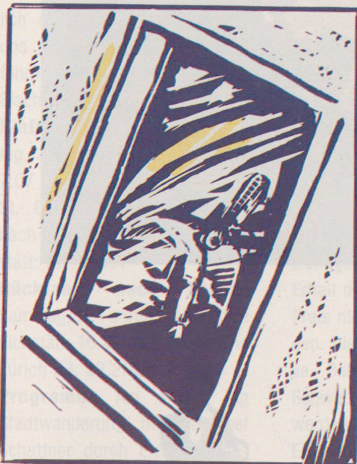
In der Art einer Architekturkritik, die nicht den nachträglichen Abbruch oder Umbau von Gebäuden ins Visier nimmt, sondern die Verbesserung künftigen Bauens, wäre eine Jurykritik denkbar, die sich mit dem Resultat des Wettbewerbs beschäftigt. Dabei ist die Frage der Befangenheit des Jurors und des Kritikers zu bedenken. Wer heute kritisiert, ist morgen Preisrichter, der Beurteilte von heute morgen Richter. Vor allem muss der Kreis qualifizierter Juroren erweitert werden, auch um jüngere Vertreter. Die Methoden zur Bewältigung von grossen Teilnehmerfeldern sind zu verbessern.

Die Bereitschaft der Teilnehmer, Ausserordentliches zu leisten, sinkt rapid, wenn der Verdacht aufkommt, die Jurierung sei salopp, parteiisch oder dilettantisch. Zum drittenmal genasführt, verzichten Architekten und Mitarbeiter ganz gern auf Wochenendarbeit und Verdienstausschlag.

Wettbewerbskultur ist ein Kollektivprodukt ohne festen Bauplan, und doch gibt die Gesamtheit der Beiträge viel differenzierter Auskunft über Architekturströmungen und -entwicklungen, über die ernsthaften und vergeblichen Bemühungen um architektonische Qualität, als das, was letztlich gebaut wird.

Wettbewerbe sind Teil der handwerklich-künstlerisch-wissenschaftlichen Disziplin «Architektur», sie machen glücklicherweise einen Teil des Architektenberufs aus und tragen viel zu dessen Freiheit bei. Es gab Zeiten ohne Architekturwettbewerbe, in denen absolutistische oder totalitäre Herrscher und ihre Verwaltungen bekannte und botmässige Architekten direkt beauftragten. In Ungnade zu fallen kam damals einer Vernichtung der Architektenexistenz gleich. Heute stellt sich die Frage gar nicht, ob Direktvergabe öffentlicher Aufträge zu besserer Architektur führen würde, denn das widerspricht demokratischen Denk- und Vorgehensweisen. Mängel im Wettbewerbswesen sind kein Argument, dessen Bedeutung als Instrument zur Verbesserung architektonischer Kultur abzulehnen. Sie können auf vielfältige Art behoben werden. ■

Walter Zschokke ist Architekt. Er lebt und arbeitet in Wien: Gemeinsames Architekturbüro mit Architekt Walter Hans Michl. Architekturkritiker für die Zeitung «Die Presse». Forschungsarbeit zur österreichischen Nachkriegsarchitektur.



Blutend stirbt der Architekt; gemordet auf dem Bettgestell.

In seinem Kopf – oh Ironie! – das preisgekrönte Heim-Modell...